

# Achtzig Jahre „Pfarrkirche der Hl. Familie“ in Winterbach

*Zusammengestellt von Arnold Recktenwald*

Wer in den Tagen um den „Weißen Sonntag“ 1986 die Dorfmitte von Winterbach passierte, konnte eine nicht alltägliche Szene beobachten: ein mächtiger Autokran mit einem Ausleger, der den Kirchturm von Winterbach mindestens noch um 10 Meter überragte, pendelte ein Zwei-Mann-Gerüst wie ein Fahrstuhl an den vier Dachflächen der Turmhaube vorbei. Anlaß war die dringend notwendige Ausbesserung der Schiefereindeckung des Turmes und des Kirchendaches. Wer meint, das sei doch alles erst grundsätzlich erneuert worden, der muß sich sagen lassen, daß seither (1955) schon wieder über 30 Jahre vergangen sind, die mit Wind und Wetter und einigen Blitzeinschlägen ihre Spuren hinterlassen haben. Gewiß erfordert die Unterhaltung einer Kirche, die so exponiert über alle anderen Gebäude unserer Gemeinde sich erhebt, immer wieder beträchtliche Kosten, aber es muß uns eine Dankesverpflichtung und Ehre sein, das Erbe unserer Vorfahren zu hüten und in gutem Zustand an kommende Generationen weiterzugeben. Denn es war schon eine beachtliches Unternehmen, zu dem sich die Bürger Winterbachs mit dem Bau einer eigenen Kirche entschlossen. Sie waren alle miteinander nicht besonders begütert und hatten in der Regel eine recht große Familie zu versorgen – und dennoch war ihnen die zusätzliche finanzielle Belastung für den Bau eines eigenen Gotteshauses ein großes Opfer wert, das über viele Jahre und Jahrzehnte erbracht werden mußte. Immerhin kostete der Kirchenbau laut Endabrechnung im Jahre 1909 insgesamt 104.968,17 Goldmark. Wieviel Opfer diese nüchterne Summe für die damals etwa 800 Einwohner (Kinder miteingerechnet) Winterbachs bedeutete, kann man heute kaum mehr ermessen. Vielleicht hilft ein kleiner Vergleich: laut Aussage unseres ältesten Bürgers Josef Brill (Jahrgang 1890) kostete damals ein Schnaps fünf Pfennig und ein Sechspfänder Brot 70 Pfennig, ein Liter Bier im Aus-

schank 25 Pfennig. Schon etliche Jahre vor Beginn des Kirchenbaues hatten die Winterbacher für den geplanten Neubau einer Kapelle jährlich 1.000 Mark in der Gemeindegasse der Zivilgemeinde zweckgebunden angespart (insgesamt 18.000 Mark), so daß man nicht mit leeren Händen den Bau zu beginnen brauchte. Damit dieses Geld aber von der Zivilgemeinde auf die Kapellengemeinde übertragen werden konnte, mußte die Kapellengemeinde zuerst eine „juristische Person“ werden. Mit einer Urkunde der bischöflichen Behörde in Trier vom 16. April 1896 – verlesen und in Vollzug gesetzt am 4. Sonntag nach Ostern, am 3. Mai 1896 – war die erste Voraussetzung dafür geschaffen. Als nächstes mußte ein eigener Kirchenvorstand gewählt werden, der sich zusammensetzte aus vier Mitgliedern: Ortsvorsteher Hans Michel, Schreinermeister Peter Becker, Ackerer Wendel Recktenwald-Schummers und Ackerer Wendel Rauber. Da dieser erste Kirchenvorstand zahlenmäßig den damaligen gesetzlichen Bestimmungen nicht genügte, mußte nach mehrmaligem Briefwechsel mit kirchlichen und staatlichen Behörden eine Ergänzungswahl durchgeführt werden – mit dem Ergebnis, daß der Förster Peter Küster und der Bergmann Nikolaus Backes als weitere Mitglieder gewählt wurden. Dazu mußte zusätzlich zum Kirchenvorstand eine Gemeindevertretung der Kirchengemeinde geschaffen wer-



den (vielleicht ein Vorläufer des heutigen Pfarrgemeinderates). Dieser mußte für unsere Gemeinde aus 18 Mitgliedern bestehen; es waren:

1. Peter Britz, pensionierter Bergmann
2. Wendel Recktenwald, Wirt
3. Wilhelm Recktenwald, Ackerer
4. Johann Zender, Lehrer (war der erste Vorsitzende)
5. Jakob Huwer, Wirt
6. Wendel Klos, Ackerer
7. Nikolaus Dewes, pens. Bergm. (stellvertr. Vorsitzender)
8. Wendel Recktenwald, Riefer
9. Michel Morsch, Ackerer
10. Wendel Backes, pensionierter Bergmann
11. Peter Scheid, Ackerer
12. Johann Kunz, Ackerer
13. Matthias Lieb, Bergmann
14. Johann Scheib, Schuster
15. Peter Hans, Schmied
16. Jakob Wagner-Meyers, Ackerer
17. Nikolaus Leist, pensionierter Bergmann
18. Felix Morsch, Schmied

In der ersten Sitzung des Kirchenvorstandes am 19. Januar 1897 unter Vorsitz des Pfarrers Theiß aus Alsweiler ging es nur um einen einzigen Tagesordnungspunkt: die Festlegung und Besichtigung des Bauplatzes für die neue Kirche. Vorgeschlagen war ein Platz „Im Bungert“, zwischen den Häusern des Schmiedes Peter Hans und des Bergmannes Weinert (etwa bei der Einmündung der Wellwiesstraße in die Winterbacher Straße). Mit acht Eigentümern trat man in Verhandlung, um einen genügend großen Platz von ca. 60 Ar für Kirche und Pfarrhaus zu erwerben. Dagegen gab es dann in der Dorfbevölkerung immer stärkeren Widerstand mit der Begründung, der Unterboden dort sei nicht stabil genug für einen so großen Bau; man wollte festeren Boden, damit die Kirche für lange Zeiten erhalten bliebe. Aber auch die finanzielle Überforderung einzelner Besitzer: 36 Mark für die Ruthe gegenüber sechs Mark, wie es ortsüblich war, trugen mit dazu bei, daß ein Platz „In den Gärten“ favorisiert wurde. Dieser Platz ist nicht eindeutig festgelegt in den schriftlichen Aufzeichnungen des Protokollbuches. Es heißt dort: „mehr im Norden des Dorfes, zwischen drei sich schneiden-

den Dorfstraßen“. Nach Aussagen älterer Leute aus unserem Ort soll dies der Höhenzug zwischen Lebacher Straße und Hintereckstraße gewesen sein. Dieser Platz wäre zentral gewesen – was das damalige Dorfbild anbelangte – und auch ein markanter Platz für eine Kirche, die dort sicher gut zur Geltung gekommen wäre. Warum dieser Platz dann trotz günstigen Preises (nur etwa 1.100 Mark) nicht endgültig der Bauplatz wurde, lag angeblich nur an dem ungünstigen Bild der nächsten Umgebung; denn alle Häuser der beiden Straßen hätten mit ihrer weniger guten Hinterfront zur Kirche gestanden, was sich in der bäuerlichen Zeit auch nicht nach und nach wesentlich verändern ließ. So tauchte schließlich ein dritter Vorschlag für einen Kirchenbauplatz auf, nämlich an der Straßengabelung der Provinzialstraße „St. Wendel – Tholey“ und der Straße nach Bliesen, damals gegenüber der alten Schule und der Kapelle. Um hier einen entsprechend großen Bauplatz für eine Kirche zu schaffen, mußte ein Haus (Scheid) für 5.400 Mark und ein Garten (Morsch) angekauft werden; insgesamt beliefen sich die Kosten für den Platz auf 7.000 Mark. Der damalige Pastor Theiß von Alsweiler – auch zuständig für die Filiale Winterbach – war gegen diesen Platz, nicht nur wegen der hohen Kosten, sondern auch wegen der unruhigen Lage: „wegen zuviel Geräusch und Getümmel“, wegen Mangels an genügend Raum für Kirche, Pfarrhaus und Garten. Weil der Pastor gegen diesen Plan war, wurden noch der Bürgermeister Collet vom Bürgermeisteramt Alsweiler in St. Wendel und der Kreisbaumeister eingeschaltet und schließlich eine Volksabstimmung durchgeführt, in der sich eine große Mehrheit für den dritten Vorschlag entschied, der dann auch verwirklicht wurde. Als nächstes Problem stand dann die Finanzierung des Kirchenbaues an. Zum Neubau einer Kapelle waren in der Kasse der Zivilgemeinde 18.000 Mark angespart. Um dieses Geld nun auf den Bauträger, die neu errichtete „Kapellengemeinde Winterbach“, zu übertragen, genügte nicht ein entsprechender Beschluß des Gemeinderates, der vom Amtsbürgermeister absegnet wurde, sondern es bedurfte einer „landesherrlichen Genehmigung“ des königlichen Regierungspräsidenten in Trier. Ehe es aber soweit war, mußten eine Reihe Bittgesuche über das königliche Landratsamt an den königlichen Oberpräsidenten geschrieben werden, weil

von seiten der Regierung immer neue Bedingungen gestellt wurden: zuerst die Wahl der notwendigen Gremien wie Kirchenvorstand mit sechs Mitgliedern und die Gemeindevertretung mit 18 Mitgliedern, dann die Vorlage eines hinlänglich gesicherten Finanzierungsplanes für das gesamte Bauvorhaben, dessen Kosten damals auf 51.000 Mark veranschlagt wurden. Um die noch fehlenden 33.000 Mark aufzubringen, hatte man im Februar 1898 einen „Kirchenbauverein“ gegründet, dessen Mitglieder sich mit Unterschrift verpflichtet hatten, über einen Zeitraum von 10 Jahren jährlich einen Betrag von 3.250 Mark zu spenden: 12 Familien wollten jährlich je 40 Mark spenden, 37 Familien je 30 Mark und 83 Familien je 20 Mark. Dieser Plan wurde nicht akzeptiert, weil er nur auf erklärten Spendenabsichten basierte, die nicht eingeklagt werden konnten, wenn jemand – egal aus welchen Gründen – sein Versprechen nicht einlösen wollte oder konnte. Zudem schien der bischöflichen Behörde es ungerecht, wenn die ganze Finanzierung von nur 132 Familien bestritten werden sollte. Es wurde deshalb ein anderer Finanzierungsweg eingeschlagen, und zwar über eine Anleihe von 33.000 Mark, die in 15 Jahren getilgt werden sollte über den Weg einer Umlage, die jährlich 3.437 Mark betragen sollte (1.237 Mark davon für die Zinsen). Die Umlage basierte auf der direkten Staatssteuer (Einkommens-, Land- und Gebäudesteuer) und belastete alle Pfarrmitglieder prozentual des Einkommens oder des Besitzes. Dem Landrat schien wohl die jährliche Belastung für viele Steuerzahler zu hoch und er empfahl deshalb einen Tilgungsplan von 25 Jahren, der vom Kirchenvorstand beschlossen und von den vorgesetzten staatlichen und kirchlichen Behörden genehmigt wurde. Erst danach konnte am 19. März 1899 „der Vertrag der Übergabe des Kirchenbaues Winterbach an den Unternehmer Georg Rau aus St. Johann in Saarbrücken und dessen Bürgen: die Firma Mertz und Bucher aus Saarbrücken“ abgeschlossen werden. Als Termine wurden festgeschrieben: Bis 1. November 1899 soll das Kirchenschiff und das Chor einschließlich der Dachabdeckung fertig und der Turm bis zur oberen Gesimshöhe gebaut und dort für den Winter abgedeckt werden. Am 1. August 1900 soll die ganze Kirche im Rohbau fertiggestellt sein zu einem Preis von 50.381 Mark. Verantwortlich für Planung und

Aufsicht des Baues war Architekt Brandt aus Trier, der versprach, ohne feste Termine alle zwei bis drei Wochen zur Inspektion zu kommen. Aber die damaligen Reisemöglichkeiten waren doch so zeitraubend und umständlich, daß diese Besuche des Architekten nur selten erfolgten, was sicher ein Grund war für einiges Schludern am Bau. So stürzte im August 1899 die eine Mauer des Langschiffes ein, was zur Folge hatte, daß ein neuer Polier und ein Bauführer eingesetzt wurden. Die Mängel in den Fundamenten und an den Grundmauern (zu wenig Bindesteine und zu schlechter Mörtel: durch chemische Analyse nachgewiesen ein Verhältnis von Kalk und Sand von 1:9,5; teilweise 1:17) waren aber dadurch nicht mehr zu korrigieren. In der Winterpause – Ende Januar 1900 – kam das Verhängnis: der Turm mit einer Höhe von 16 Metern stürzte über Nacht ein und zerstörte einen Teil des Langschiffes und Daches. Da weder die Baufirma noch die Bürgen, noch der Architekt für den Schaden aufkommen wollten und eine gütliche Einigung nicht möglich war, mußte die Kapellengemeinde Winterbach vor dem königlichen Landgericht in Saarbrücken Klage erheben. Nach verschiedenen Gutachten und Obergutachten wurde am 22. 8. 1902 dort das Urteil gesprochen zugunsten der Kapellengemeinde Winterbach. Es dauerte aber noch geraume Zeit, bis der Schaden reguliert und die Ruine bis auf die Fundamente abgetragen war.

Mit dem Architekten Hector von Saarbrücken und der Baufirma Sievernich aus Trier machte man den zweiten Anlauf zu einer eigenen Kirche. Heftige Meinungsverschiedenheiten gab es darüber, ob die neue Kirche nicht doch etwas größer konzipiert werden sollte (wie es dann auch geschah), und ob der Turm nicht an die Nordseite (heute Bliesener Straße) gesetzt werden sollte, wie es vom Architekten Hector – unterstützt vom zuständigen Pastor Weins aus Alsweiler – leidenschaftlich verfochten wurde. Um auch den Kirchenvorstand für seine Vorstellungen zu gewinnen, wurden die Mitglieder des KV eigens auf eine Reise nach Nonnweiler geschickt, um sich dort „zu überzeugen, daß auch ein Turm auf der Seite sich schön machen könne“. Aber die Verwirklichung einer altüberlieferten Vorstellung, daß das Chor mit dem Altar im Osten stehen soll (Sonnenaufgang als Symbol des siegreichen Christus) und der Turm des Unheimlichen

und des Bösen – wie es in der aufsteigenden Nacht gedeutet wurde -), setzten die Bürger von Winterbach erfolgreich durch.

Da die Kirche ganz aus Hau- und hammerrechten Steinen (= mit dem Hammer zurecht gehauen) nach außen ohne Verputz gebaut wurde, brauchte man eine große Menge Sandsteine, die fast alle aus Winterbacher Steinbrüchen (Ämesborre) kamen. Der Tageslohn für einen Steinbrucharbeiter betrug (laut Original-Rechnungen) 2,50 Mark, für einen italienischen Steinhauer an der Baustelle 2,00 Mark und für einen Handlanger nur 1,50 Mark. Besonders schwierig, so klagt der Unternehmer, war der Transport vom Steinbruch zur Baustelle – über einen tief aufgefahrenen Weg – wo bei schlechtem Wetter nur mehrspännig gezogene Wagen eine Chance hatten. Um mit dem eigenen Steinmaterial keinen Reinfall zu erleben, hatte man vorsorglich eine ausreichende Steinprobe ans Materialprüfungsamt in Charlottenburg geschickt, das eine „gute Steinqualität“ bescheinigte (für eine Gebühr von 51,35 Mark + Transportkosten). Einige besondere Hausteine – wie für das Maßwerk in den Fenstern und die Gebäude an den Portalen – hatte man von auswärts bezogen. Der Sand kam aus „den Tannen“ (alter Hohlweg nach Remmesweiler) und das Bauholz (aufgeführt sind insgesamt 3.468 lfdm Dachbalken und 1.008 m<sup>2</sup> Dachschalung) kam ebenfalls aus dem Winterbacher Wald. Sowohl Steine – wie Sand – wie Holz – soweit diese Materialien vom Winterbacher Bann kamen, wurden kostenlos zur Verfügung gestellt, von Privat und von der Zivilgemeinde. Trotzdem wurde der Bau der Kirche wesentlich teurer als ursprünglich angenommen. In der Endabrechnung vom 31. Mai 1909 – für die staatliche und kirchliche Aufsichtsbehörde detailliert aufgestellt – ist zu lesen, daß der Rohbau 85.434,27 Mark kostete und die Einrichtungsgegenstände 19.533,90 Mark – zusammen also 104.968,17 Mark. Das Darlehen von 33.000 Mark – nach zweimaligem Wechsel des Kreditinstituts schließlich bei der neugegründeten „Winterbacher Spar- und Darlehnskasse“ aufgenommen, reichte nicht mehr aus und mußte durch eine zusätzliche „Selbstanleihe“ aufgestockt werden. Damit die vertraglich festgelegte Tilgungsrate von 2.500 Mark + 300 Mark für Ausfälle und Reklamationen jährlich zusammen kamen, mußten die

Steuerabgaben um durchschnittlich 75 % erhöht werden, was sicher für viele Leute eine empfindliche Belastung darstellte.

Aber Opfer und Lasten trägt man leichter, wenn man einen entsprechenden Erfolg sehen kann, und das war unbestreitbar der Fall, als am Fest „Mariä Geburt“ (8. September) 1906 die erste Hl. Messe vom damaligen Pastor Weins, der auch die Kanzel (heutiger Ambo) gestiftet hatte, als erste Kirchenweihmesse (= „Kirmes“) zelebriert wurde. Die erste Predigt in der neuen Kirche hielt der damalige Kaplan „Irsch“ von St. Wendel, der später Domkapitular und Professor in Trier wurde.

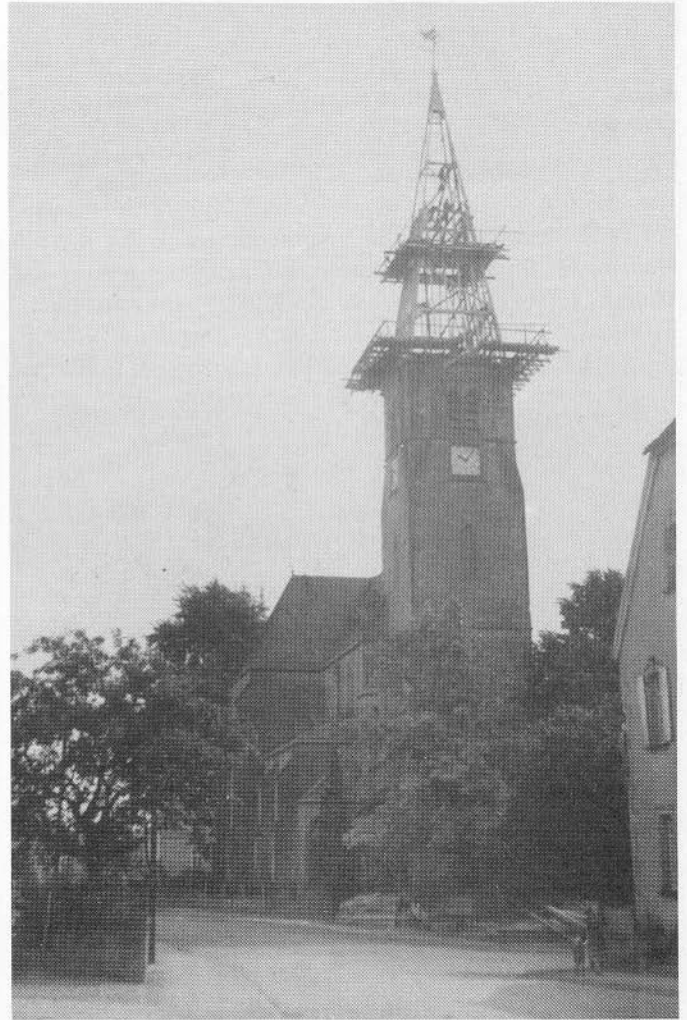
Von diesem Tag an hatte die Bevölkerung von Winterbach mit ihrer neuen Kirche nicht nur ein imposantes bauliches und geistliches Zentrum ihres Dorfes, es gab auch konkrete spürbare Vorteile. Denn die vielen Fußmärsche (an Sonn- und Festtagen oft zweimal zu den Gottesdiensten nach Alswweiler (noch früher nach Tholey) gehörten nun der Geschichte an. Auch war man nicht mehr nur geduldeter Gast in einer fremden Kirche, wo man in der Regel mit den wenigen guten Plätzen sich begnügen mußte, man war nun selber „Hausherr“ in einer genügend großen und schönen Kirche. Die seelsorgerliche Situation verbesserte sich dann noch einmal wesentlich mit der Einführung des ersten eigenen Seelsorgers, des Vikars Michael Meckel, am 20. Mai 1907. Damit kamen allerdings neue finanzielle Belastungen auf die Gemeinde zu. Es mußte zunächst eine Wohnung angemietet werden für jährlich 480 Mark (im Obergeschoß des Hauses Johann Blatt, heute Klein-Blatt), später ein eigenes Pfarrhaus gebaut werden – in der Nähe der Kirche, wo bis dahin die Kapelle und die alte Schule gestanden hatten. (Dieses Pfarrhaus – ein stattliches Gebäude mit neun Zimmern und einer kleinen Anlage ums Haus – wurde im Oktober 1973 zugunsten einer Straßenverbreiterung abgerissen und durch einen bescheidenen Neubau am Ende der Poststraße ersetzt.) Die Gemeinde mußte auch zum Unterhalt eines eigenen Seelsorgers ihren Anteil beitragen (in Geldzuschüssen und Natural-Lieferungen). Zehn Jahre blieb Vikar Meckel in Winterbach, weil er aber Pfarrer werden wollte, mußte er diese Stelle mit einer anderen eintauschen, denn Winterbach war bis zum 26. September 1924 nur Vikarie; mit diesem Da-

tum wurde es zur selbständigen Pfarrei erhoben, was dem Nachfolger von Vikar Meckel: Vikar Matthias Willems, zugute kam, der nach siebenjähriger Vikarszeit ab 1. 11. 1924 als selbständiger Pfarrer in Winterbach weiterwirken konnte bis zu seinem Tod am 12. 3. 1954. Wenn auch in seine 37 Jahre lange Amtszeit keine spektakuläre Bautätigkeit fiel (es lagen zwei Kriege dazwischen), so hat er dennoch – neben der mißlichen Schuldentilgung – einiges an der Kirche vervollständigt. Zuerst wurden nach dem Krieg wieder Glocken angeschafft, weil die erste Garnitur von drei Glocken „dem Vaterland für Kriegszwecke zur Verfügung gestellt werden mußte“. Übriggeblieben war nur die über 100 Jahre alte kleine Glocke (80 kg) aus der alten Kapelle, die seit 1953 leihweise in der Kapelle auf der Rheinstraße hängt. Dann wurde



1921 die Kirche mit elektrischem Licht versehen, 1924 von Kunstmaler Franz Schilling ausgemalt, 1929 eine Warmluftheizung installiert und schließlich 1934 eine Orgel mit 18 Registern angeschafft. Auch im zweiten Weltkrieg wurden die Glocken zu Kriegszwecken weggenommen und mußten 1951 wieder neu beschafft werden. In einem der zwei „Altarbilder“, die 1949 vom Kunstmaler Cullmann – mit dem Thema „Hl. Familie“ (= Patron der Pfarrkirche) angefertigt wurden, ist in einer Gestalt eines „Weisen aus dem Morgenland“ unser langjähriger Pastor Matthias Willems bildhaft festgehalten. Sein Nachfolger im Amt: Pastor Karl Berens

(1954–1972), mußte dann im Jahre 1955 die erste größere Reparatur an der Kirche durchführen lassen, denn das gesamte Dach und die Turmhaube waren von Einsturz bedroht, nicht wegen Altersschwäche, sondern infolge der unersättlichen Freßlust des Hausbock-Käfers. Erst mit 78 Jahren ging Pastor Berens von Winterbach aus in den Ruhestand, und sein Nachfolger Pastor Jakob Schumacher (1972 bis zu seinem Tod am 19. 1. 1981) veranlaßte dann in den Jah-





ren 1973–75 eine generelle Innenrenovierung der Kirche: Heizung, Fußboden, Altarraum, Bänke, Auffrischung der Malerarbeiten, der Altäre und des Kreuzweges (interessant für einen Preisvergleich: bei der Anschaffung der Kreuzwegstationen hat ein Stationsbild 150 Mark gekostet, wobei nur 13 Stationen vom Bildhauer Fischer aus Grevener-Luxemburg berechnet wurden, die 14. Station lieferte er



gratis; bei der Renovierung kostete die bloße Auffrischung einer Station 700 DM). Was bei der damaligen Renovierung ausgespart werden mußte, nämlich die Erweiterung und Erneuerung der Sakristei (die bischöfliche Behörde gab dazu weder Genehmigung noch Zuschuß, weil „die Kirche keine bauliche Veränderung verträge“), wird nun im Jahre des achtzigjährigen Jubiläums doch verwirklicht, wenn auch ohne finanzielle Unterstützung der Diözese. Die Erweiterung der Sakristei drängte sich regelrecht auf, da die Freitreppe zur Sakristei wegen Einsturzgefahr erneuert werden mußte, weil Raum für eine Putz- und Abstellkammer und auch Raum für eine zeitgemäße Toilettenanlage dringend erforderlich waren. Offenbar wurde dies nicht nur von Pastor Stefanski, Vikar Mentgen und dem jetzigen Verwaltungsrat so gesehen, sondern auch von vielen Leuten der Pfarrei, was sich zeigt im großzügigen Spendenaufkommen beim monatlichen „Silbernen Sonntag“ und in der Bereitschaft einiger Männer, kostenlos die notwendigen Bauarbeiten durchzuführen. Sicher ist dies ein erfreuliches Zeichen dafür, daß auch in unserer Zeit, in der die Kirche und das kirchliche Leben für viele Einwohner unserer Pfarrei nicht mehr den Stellenwert haben wie vor 80 Jahren, die Verbundenheit mit dem Gotteshaus und die Verantwortung dafür noch eine beachtliche Bedeutung haben. Und das sollte auch in Zukunft so bleiben, denn unsere Vorfahren haben deshalb „auf festen Grund gebaut“, damit die Kirche lange stehen sollte – nicht nur als markanter Bau, der unserem Ort einen optischen Mittelpunkt gibt, sondern „als Zelt Gottes unter den Menschen“. Über der Eingangstür zum Kirchenschiff im Glockenturm stand früher ein Bibelzitat zu lesen: „Wahrhaftig, hier ist das Haus Gottes und die Pforte des Himmels“ Gen. 28,17. Seit 80 Jahren steht diese Pforte offen. Wieviel Zugang zum Göttlichen sie ermöglicht hat, kann keine Chronik beschreiben. Halten wir diese Pforte weit offen, damit wir selbst und möglichst viele neben und nach uns den wichtigsten Eingang nicht verpassen!

Arnold Recktenwald